Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 28. 5. 1939 | Nr. 22

Kleine Pfingstkantate.

„Nun streut mit immer vollen Händen
Der Himmel seine Gaben aus,
Die Erde schmückt an allen Enden
Mit Blumenkränzen reich ihr Haus.
Den Nachtigallen lauschen Rosen,
Verströmend ihres Herzens Duft,
Melodisch tönt des Waldes Tosen,
Und Klänge zittern durch die Luft.“

So singt ein längst vergessener deutscher Dichter von der Pfingstzeit, vom schönsten aller Feste des Jahres, das ein anderer deutscher Sänger, Ludwig Uhland, in einem seiner schönsten Lieder bezeichnet hat als „das Fest der Freude, das da feiern Wald und Heide“. Und in der Tat: könnte es einen festlicheren Hintergrund, einen beglückenderen Rahmen für ein Fest der Menschen geben als die vom langen Schlaf des Winters soeben erwachte mailiche Natur? Pfingsten ist das alljährliche Vermählungsfest der Menschenseele mit den Herrlichkeiten der Natur. Den Winter über haben wir sie schier vergessen. Zu Pfingsten wird uns offenbar, daß jenseits der Dinge der Alltäglichkeit, die einen grauen Winter lang allzuviel Gewalt über unser Herz und Gemüt gewannen, noch ein Unvergängliches ist, das wir unveräußerlich haben, an dem teilzuhaben jedem gegönnt ist, der nur die Seele weiten will, der bereit ist, den Blick zu heben über die Not des Tages hin.

Das Pfingstfest ist von jeher das eigentliche Sommerfest des deutschen Volkes. Wodan hat den Drachen Winter besiegt, reitet segnend durch Flur und Feld und hält mit der neu verjüngten Sonne seinen Einzug. Wieder strahlt im vollen königlichen Glanze das große Licht über die vom zarten Grün bedeckte Erde.

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft;
Ein Jubelchor von Sängern schmettert
Im Walde voller Blüt' und Duft.

Es ist, wie der wackere Wandsbeker Bote Matthias Claudius so wunderschön gesagt hat, als ob der Herrgott vorübergehe, und die Natur habe sein Kommen von ferne gefühlt und stehe bescheiden am Wege in ihrem schönsten Feierkleide und frohlocke über das Glück, das ihr neu geschenkt ist. In der Tat, es ist, als ob jenes allmächtige Walten des Geistes, das die Christenheit in diesen Tagen in den Kirchen anbetet, auch draußen in der Natur sich rege, als ob der himmlische Frühlingswind durch die irdischen Gefilde gehe und das letzte hohe Fest des Kirchenjahres selbst die stumme Welt der Pflanzen zur Teilnahme vermocht habe.

Am festlichsten strahlt in den Pfingsttagen der deutsche Wald. Von jeher ist den Deutschen die Freude am Walde eigen gewesen. Sechs Monate lang hat nun der Wald geschlafen. Jetzt öffnet er die weiten gotischen Hallen seiner Kreuzgänge von neuem für den Menschen und lädt ihn ein, in ihnen zu verweilen. Zum Pfingstfest hat der deutsche Wald sich sommerlich vollendet. Der deutsche Wald — wie tief ist er verbunden mit der Seele des Volkes, wie hat seit je die Dichtung dieser Verbundenheit Worte gegeben!

Waldeinsamkeit! Ins schwellende Moos,
Da streck ich mich hin, hoch über mich groß
Wölbt grün sich das Dach von Zweigen;
Rings wilde Blumen blühn — und kühn,
So stürzt sich der rauschende Bach durchs Grün!
Sei gegrüßt, du Jugendreigen!
Mein Horn soll es sagen und tragen:
Trariro! Trariro!

So singt der rheinische Dichter Wolfgang Müller von Königswinter, und gleich ihm gibt Ferdinand Freiligrath seiner Freude am Walde Ausdruck:

Geh ich einsam durch den Wald,
Durch den grünen, düstern,
Keines Menschen Stimme schallt,
Nur die Bäume flüstern:
O, wie wird mein Herz so weit,
Wie so hell mein Sinn!
Märchen aus der Kinderzeit
Treten vor mich hin.

So sind es auch Märchen aus der Kinderzeit des deutschen Volkes, die in den zahlreichen Pfingstbräuchen in unser Herz klingen. Reste jenes heiteren Waldkults, den es übte, als es noch gläubig in seinen heiligen Hainen betete. Und selbst das grüne Birkenreis, die „Maie“, die in den großen Städten am Pfingstheiligabend von Haus zu Haus gefahren wird, ohne die selbst der Ärmste sich ein Pfingstfest nicht denken kann, ist noch Sinnbild des Maibaumes, des Genius der im Frühling erwachenden Pflanzenwelt. Und wenn in den Dörfern Pfingstkönig und Pfingstkönigin feierlich gekrönt werden, so wird in ihnen das alte Götterpaar lebendig.

Der Drang, am lieblichsten Fest hinauszuströmen in den Tempel der Natur, ist der gläubige Wille des Menschen, der immer wieder in jedem Frühling das Versprechen einer höheren Macht erblickt, das jenseits aller bösen und traurigen Erfahrungen doch die Möglichkeit wahren Glücksgefühls schon auf dieser Welt besteht.

Wer nicht im Kleinsten und Geringsten
Etwas von Gottes Hauch verspürt,
Für den gibt es kein Fest der Pfingsten,
Auch wenn sich Erd' und Himmel rührt.

Wer sich aber noch ein reines Herz bewahrt hat für die Schönheiten, die die Natur in der Zeit der ersten Rosen den Erdenkindern auf Schritt und Tritt in überreichem Maße schenkt, der sieht in der Erfüllung des Glückes der Natur das Versprechen gleichen Blühens auch für das eigene Leben — der empfindet in tiefer Bedeutung für sich selbst die Wahrheit des jubelnden Dichterwortes:

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden!

Vor 20 Jahren

Rigas Befreiung vom roten Joch.

Unsterbliche Namen: Hans Baron Manteuffel und Albert Leo Schlageter.

Am 22. Mai 1939 jährte sich zum 20. Male der Tag, an dem reichsdeutsche und deutschbaltische Freiwillige die Stadt Riga in Lettland von der Bolschewistenherrschaft befreiten.

Genau vier Jahre nach dem Sturm auf die Lübecker Brücke in Riga starb Albert Leo Schlageter in der Golzheimer Heide bei Düsseldorf den völkischen Märtyrertod.

Der Oberbefehlshaber General Graf Rüdiger von der Goltz befiehlt den Angriff auf der ganzen Front in der Nacht zum 22. Mai 1919 — Ziel: Riga. Die antibolschewistischen Streitkräfte des Baltikums liegen im Halbbogen vor Riga, in den Stellungen von Bauske über Mitau—Kalnezeem—Schlock bis zur Ostsee. Einsatzbereit sind 6000 Mann, 17 Geschütze, 157 Maschinengewehre. Die Rote Armee in Riga kann 14 000 Mann, zwei schwere und eine Haubitzenbatterie, einen Panzerzug und Panzerwagen entgegenwerfen.

Der Aufmarschplan: die Eiserne Division geht südlich der Rigaer Landstraße von Mitau her vor, im Schutze eines Panzerzuges und mit Panzerwagen. Die Flugstaffel Sachsenburg versieht den Aufklärungsdienst mit fünf Flugzeugen. Auf dem linken Flügel, von Schlock aus, marschieren: die nationallettische Abteilung Ballod, die russische Offiziersabteilung Fürst Liever, das baltische Detachement Graf Eulenburg und die Batterie Barth. Von der Stellung Kalnezeem greift die Hauptkolonne der Baltischen Landeswehr frontal an, die Stoßtruppe unter Baron Manteuffel, das Detachement Malmede, die reichsdeutsche Bergbaterie Freiherr von Medem mit sechs leichten Geschützen und vier schweren Maschinengewehren. Die Führung hat Majór Fletcher.

Durch das weite Gelände der Tirulsümpfe führen nur schmale Bohlenwege. Es gibt keine Seitendeckung, keine Verbindung mit den benachbarten Truppen. Vorne die große Stadt vom mächtigen Feind besetzt. Und alles hängt nur an einem Faden: die Bolschewisten müssen so überrannt werden, daß sie keine Zeit finden, die Dünabrücken in die Luft zu sprengen.

Die Freiwilligen fiebern vor Angriffslust. Dicht vor ihren Nasen, kaum 50 Kilometer entfernt, werden die Angehörigen hingemordet oder warten als Geiseln im Gefängnis auf das Todesurteil. In vier Monaten hat der rote Terror in Riga 4000 Opfer gefordert. Jeder weitere Tag Verzögerung bedeutet neue Blutopfer . . .

In den Nachtstunden werden die ersten feindlichen Drahtverhaustellungen durchstoßen. Die überraschten bolschewistischen Feldwachen zerstreuen sich in wilder Flucht. Im dunstigen Morgennebel rollen schon die Kolonnen der Stoßtrupps über holperige Bohlenwege hinter Kalnezeem. Die kleinen Panjewagen vollgestopft mit Freiwilligen, Maschinengewehren, Munition. Dichte Moorwälder, ödes Sumpfland. Geschützfeuer, Schrapnells jaulen über die Köpfe. Maschinengewehre hämmern. Jeder Widerstand wird gebrochen.

Beim stürmischen Draufgehen hat die Spitze der Stoßtruppe und die Batterie Medem die Fühlung mit dem Gros der Landeswehr verloren. Auf einmal jagen 120 Mann über die Rigaer Chaussee, umgeben vom zurückgehenden Feind. Auf nahen Parallelwegen streben lange Bolschewikenkolonnen, Fuhrwerke, Autos, Marschabteilungen in die gleiche Richtung. Die Freiwilligen ducken sich tief in ihre Wagen, reißen den Stahlhelm herunter. Sie haben Glück! Die Roten glauben in der kleinen Schar eine eigene zurückgehende Kolonne. In dem Durcheinander wird nicht schärfer aufgepaßt.

Handstreich der Hundertzwanzig.

Hundertzwanzig Freiwillige mit Baron Manteuffel und Freiherrn von Medem an der Spitze schleichen sich, mitten unter fliehenden Bolschewiken, auf Riga zu. Die Herzen klopfen. Das Gros der Landeswehr kämpft erst weit im Rücken. Alle Bedenken werden niedergebrüllt. Weiter! Schon tauchen über Weidenbüschen die Kirchtürme der Stadt auf. Nun gilt es, die Brücke über die Düna, die „Lübeck-Brücke“, welche Hagensberg mit der Hauptstadt verbindet, zu besetzen und zu halten, bis die Hauptmacht nachrückt.

Die Brücke, die Brücke! Das hämmert sich in jedes Hirn ein. Die Brücke, Sieg, Befreiung!

Wie ein Windstoß fegt die Abteilung in Hagensberg hinein. Blutiger Straßenkampf. Aus Häusern fallen Schüsse. Handgranaten zertrümmern Fensterscheiben. Leichen liegen auf dem Bürgersteig. Beim Bahnhof Sassenhof kommt ein Güterzug, beladen mit bolschewistischer Infanterie, in das Maschinengewehrfeuer. Mit schweren Verlusten dampft der Zug ab.

Hagensberg ist überrannt. Die Abteilungen sind auseinandergerissen. Plötzlich stehen drei Freiwillige am Dünaufer, während die Kameraden noch in den Vorstadtstraßen fechten . . . Die Brücke steht noch! Die Brücke ist frei! Es ist elf Uhr vormittags.

Mit letzter Kraft stolpern und taumeln die drei Mann auf die Brücke. Von der Rigaer Seite marchiert eine bolschewistische Abteilung heran, in geschlossener Marschordnung. So wenig ahnt man die Nähe des Feindes! Die Freiwilligen reißen die Gewehre an die Backen, die Bolschewiken flüchten, lassen Tote zurück. Die drei Mann rennen bis zum Ende der Brücke, werfen sich hin und schießen, bis die Gewehre glühen. Hinter Marktbuden und hinter dem Zollamt antwortet die bolschewistische Uferbesatzung mit wütendem Maschinengewehrfeuer.

Da zerreißt ein Donnerschlag die Luft, dicht hinter den drei Schützen. Der Boden bebt. Ist die Brücke gesprengt? Die Freiwilligen fahren entsetzt herum. Sie atmen auf. Einige Schritte hinter ihnen steht ein Geschütz der Batterie Medem und feuert. Der Leutnant Albert Leo Schlageter bedient das Geschütz. Es ist ohne Deckung über die Brücke herangefahren und schickt Granaten in die Roten hinein, die kaum 50 Schritt entfernt am Ufer liegen.

Die Abteilungen stürmen die Brücke. Ihr Feuer vertreibt den Gegner aus den nächsten Häusern an der Düna. Geschütze, Maschinengewehre werden ans Ufer geschoben. Der zweite und dritte Zug besetzt die Straßenausgänge. Ein Verteidigungsraum für den Brückenkopf wird geschaffen. Der erste Zug hält die Hagensberger Seite der Brücke, um den Rückmarsch der Roten von der Front abzuschneiden. Es ist 12 Uhr mittags.

„Brennende Notwendigkeit: die gefangenen Geiseln im Hauptgefängnis, der Zitadelle, müssen befreit werden! Kein Zweifel: in den nächsten Minuten wird ein Blutbad unter ihnen angerichtet werden. Vor dem Abzug werden die Bolschewiken alles niedermachen.

Robert Hohlbaum:

Das liebliche Fest.

Der Leutnant Leopold von Tappeiner wäre noch zur Zeit des unseligen Feldzuges Anno 1805 eine im österreichischen Heere unmögliche Gestalt gewesen. Jetzt, da die romantische Welle auch Wien überrauschte und ein wirklicher Dichter im Hauptquartier saß, um recht schwungvolle Armeebefehle zu verfassen, mußte auch der Oberst, wenn auch ungern, ein Auge zudrücken, wenn etwas von den seltsamen Neigungen seines jüngsten Offiziers ihm zu Ohren kam. Er konnte dies um so leichter, als Leopold von Tappeiners Dienstfreude unter seinen poetischen Neigungen in keiner Weise litt.

Seit der Leutnant wußte, daß es neben dem Leben, das aus Exerzieren, Waffenkunde, dem Studium der Taktik und gelegentlichen Liebesmahlen bestand, noch ein zweites gab, eines, das oft gar unscheinbar in fleckiges Papier und ein schlichtes Leinenkleid gebannt war, und daß neben der Sonne, die des Morgens über den Donauauen aufstieg und des Abends über dem Schönbrunner Schloß zur Ruhe ging, eine andere in Deutschland leuchtete, die keine Nacht mehr würde vernichten können, hatte er an jedem Pfingstmorgen aus einem wunderschönen, in frühlingsgrüne Seide gebundenen Büchlein, dafür er seine ganze Wochengage ausgegeben, den ersten Gesang aus dem „Reineke Fuchs“ des Herrn Johann Wolfgang von Goethe gelesen. Erst aus diesen Worten war ihm die ganze Schönheit des begnadigten Festes kund geworden, an dem der heilige Geist in tausendfacher Blütengestalt zur Erde niederflutet und die Vögel mit tausend feurigen Zungen allen Völkern des Ewigen Ehre verkünden.

Auch an dem Pfingstmorgen des Jahres 1809 hatte er es so halten wollen, und nun war das alles anders gekommen. Er hatte keinen Vogel gehört, denn der Kanonendonner hatte jede Kreatur überdröhnt, er hatte keine Sonne gesehen und im Pulvernebel von Aspern, und nun, da der Sieg errungen war und er in der Stille eines Bauernhauses seinen Tornister auspackte, beim kargen Talglicht seine versäumte Andacht nachzuholen, wurde er mit Bestürzung inne, daß der grüne Seidenband, den er sorgsamer als Feldflasche und Strümpfe verpackt hatte, fehlte. Er hatte ihn wohl in dem furchtbaren Getümmel des heißen Tages verloren.

An diesem Tage hatte er mehr des Granenvollen gesehen als in seinem ganzen Leben, ein Freund war an seiner Seite gefallen; seltsam, furchtbar, das alles war an ihm, dem Stumpfgewordenen, vorübergeglitten, der Verlast des Büchleins traf ihn als tiefer Schmerz. Er sann ihm beim schwelenden Schein des nun zwecklos gewordenen Kerzenlichtes nach, bis er ihn in seiner ganzen Bitterkeit ausgekostet hatte und seinem Geist der Weg in andere Bereiche frei war.

An seiner endlich zu einem Nachbeben geweckten Seele vorüber zog der Tag: banges Warten, näher rückender Donner, Salvenknattern, Befehle, Degenblitzen, Roßgestampf, irrsinniges Hurragebrüll, wut- und angstverrissene Fratzen, Blut, Aufheulen der Getroffenen, und darüber, nur geahnt, mit letzter Kraft ersehnt, die verhüllte, geschändete Sonne des heiligen Festes. Aber mit einemmale wußte er, daß all das nicht das Furchtbarste gewesen, daß es verblaßte, verklang vor einem Antlitz, einem Wort. Beides war seinen betäubten Sinnen im Lärm der Schlacht nicht so gegenwärtig geworden wie jetzt, da er das Wort

Baron Manteuffel, Freiherr v. Medem, 12 Mann, ein Geschütz und zwei Maschinengewehre jagen in die Straßen Rigas hinein, nach allen Seiten schießend. Sie kommen zur Zitadelle. Die Gefangenen rütteln an den Türen, schreien. Handgranaten öffnen die Gefängnistore.

Viele hundert Gefangene werden befreit. Aber Manteuffel fällt. Ein harter Schlag! Medem übernimmt das Kommando. Aus einem der ältesten Kolonisatorengeschlechter Livlands stammend, war Hans Baron Manteuffel-Szoege mit seinem Bruder der erste Balte gewesen, der zur deutschen Fahne eilte. Kriegsfreiwilliger im 2. bayerischen Ulanenregiment, Offizier bei den Kämpfen in Litauen und Kurland 1915, Westfront, Polen, Rumänien und wieder Westfront, dazwischen zwei Verwundungen, hohe Kriegsauszeichnungen, Gasvergiftung, schwerer Autounfall — das waren Etappen seines äußeren Kriegserlebens. Das innere Erlebnis führte ihn mehr und mehr zu politischem Denken und nach der Novemberrevolte zu politischem Handeln. Die Bolschewikenkugel setzte weitausgreifenden Plänen des jugendlichen Kommandanten der Stoßtruppe ein jähes Ende.

Noch ist der Sieg fern. Zwölf Mann stecken mitten in der feindlichen Stadt, kämpfen verzweifelt. Keine Verbindung mit den Kameraden am Dünaufer. Hier konzentriert sich der rote Hauptwiderstand.

Der Brückenkopf ist eine Insel, die nach allen Richtungen Feuer speit. Doch die Bolschewiken übersehen langsam die Lage. Sie merken, daß nur eine kleine Abteilung die Brücke besetzt hält und eine noch kleinere in die Stadt eingedrungen ist. System kommt in die rote Verteidigung. Alle Reserven werden aus den Vororten zusammengezogen. Die Maschinengewehre spielen sich ein. Auf die Dauer können die Freiwilligen nicht widerstehen. Verluste treten ein. Mit wenig mehr als hundert Mann läßt sich die Riesenübermacht nicht aufhalten. Wenn die Bolschewiken zum energischen Gegenstoß ausholen, ist alles zu Ende.

Die Freiwilligen liegen hinter Pferdekadavern, Leichenhaufen, umgekippten Wagen, Marktbuden, . . . schießen, schießen. Pflastersteine wirbeln hoch, Staub, Splitter, ohrenbetäubendes Knattern, Granaten platzen. Die heißen Gesichter sind staub- und schweißverschmiert. Durchhalten! Sollen alle verfluchten Anstrengungen umsonst gewesen sein? Umsonst alle Opfer?

Endlich — Hurragebrüll von Hagensberg her. Über dem Brückengeländer feldgraue Stahlhelme. Und es braust und rasselt über die schwankende Brücke — das Gros der Landeswehr und reichsdeutsche Kolonnen, Geschütze, Maschinengewehre, Panzerautos. Die Freiwilligen am Dünaufer heulen vor Freude.

In kurzen Abständen treffen immer neue antibolschewistische Abteilungen ein. Planmäßig sind alle Gefechte an der ganzen Front durchgeführt worden. Nun stürmen sie die Stadt. Die Einwohner stürzen aus den Häusern lachend den Befreiern entgegen. Straße auf Straße wird erobert, Haus auf Haus. Noch muß der Rest der Gefangenen gerettet werden. Das Zentralgefängnis ist weit entfernt. Der Panzerwagen kommt zu spät! Die Bolschewiken haben im letzten Augenblick die Geiseln erschossen. Dreiundzwanzig Männer und Frauen liegen auf dem Gefängnishof mit zerschmettertem Schädel. Unter den Toten acht der führenden Geistlichen der Stadt.

Aber der Sieg ist nicht mehr aufzuhalten. Die rote Armee ist völlig geschlagen und auseinandergeplatzt. Große Kriegsbeute ist gemacht worden: Tausende von Gefangenen, fast die gesamte bolschewistische Artillerie, ein ganzer Eisenbahnpark, 60 Dünadampfer, die Staatskasse von Räte-Lettland sind den Stürmern in die Hand gefallen. Das Schicksal hat entschieden: am 22. Mai 1919, sechs Uhr abends, ist Riga frei!

Wir haben die vorstehende Übersicht über die Kämpfe um Rigas Befreiung den „Münchener Neuest. Nachr." entnommen.

Erinnerung an den 31. Mai 1809

Schill sprengt in den Tod!

Der letzte Schuß am Stralsunder Schildsood.

Den geschichtlichen Quellen nacherzählt

von Schimmel-Falkenau.

Vor 130 Jahren besiegelte Ferdinand von Schill seinen heldischen Aufbruch und seinen sieghaften Ritt durch das Reich, durch den er das Volk zur Empörung gegen Napoleon aufrufen wollte, mit dem Tode. Wir entnehmen die nachstehende Szene dem Roman „Das Reich und die Ritter" (Hesse & Becker-Verlag, Leipzig), in dem Walter Schimmel-Falkenau den Zug Schills und seiner Reiter als den Ausbruch heldenhaften Willens und Wollens anschaulich und mitreißend gestaltet hat.

Der harte, unerbittliche Kampf um Stralsund war entschieden, das große Heldenlied war ausgeklungen. Die Stadt war im Besitz des französischen Generals Gratien und der ihm unterstellten dänischen und holländischen Truppen. Eine hohe, braune Pulverwolke stand über der alten Ostseefestung, in der lodernd der heldisch vorgetragene Glaube an Deutschland verbrannt war.

Die Reste der Schillschen Truppen waren gefallen, waren gefangen, zum Teil auch in letzter Stunde noch durch das Frankentor entwichen und hatten sich, einige hundert Mann Infanterie stark, mit Brünnow und seinen zweihundert Reitern vereinigt, die bei Bönholm zum ersten Male nach ihrem Entweichen aus der Stadt rasteten: ein geschlagenes Fähnlein der Besessenen.

Einige Versprengte durchhasteten flüchtend oder in aussichtslose Kämpfe verwickelt, noch die Gassen. Hier und da hallte noch ein Gewehrschuß, noch ein Schrei. An einigen Stellen setzten die Holländer mit der Plünderung ein.

Planlos, ziellos, aus dem Lebendigen herausgerissen und in das tiefe Nichts eines todähnlichen Verlassenseins geworfen, irrte Ferdinand von Schill immer noch innerhalb der Tore durch das Gewirr der Gassen. Die Verzweiflung trieb ihn vor sich her. Der Tod erwartete ihn.

Die fiebernden Finger hielten den Säbelknauf umschlossen. Hoch umrahmte der Kragen der Pelzattila sein Gesicht. Vornübergebeugt saß er auf dem Pferde. Die hohe Mütze, ihren Sturmriemen um das Kinn gebunden, war tief in das Gesicht gezogen.

Stralsund! Seine Welt war hier zerbrochen, sein Bekenntnis verglüht. Die hohen Türme seiner Ziele stürzten zusammen. Wohin er immer sah, die Bilder kühner Träume löften sich auf, das Nichts dunkelte ihm entgegen, gähnend, aufsaugend.

Der Leutnant von Mosch und der Trompeter Bocklet folgten ihm. Er merkte es kaum.

Ziellos, planlos, im tiefsten Alleinsein jagte er durch die Straßen und suchte. Er suchte einen Weg für seine Verzweiflung, einen Weg aus Not und Niederbruch heraus. Er suchte ein Ende. Wie oft hatte er es gesagt: Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. Jetzt war es da, das Ende mit Schrecken.

Diese toten Gassen! Sie quälten, sie peinigten, sie verbrannten ihn. Wo waren die leuchtenden Bilder von Kolberg? Wo waren die Stunden seines Triumpheinzuges in Berlin, als er von Kolberg als Sieger zurückkehrte und jubelndes Volk seine Hände, gar seine Steigbügel küßte? Wie weit lag der Siegestag von Dammgarten schon zurück? Und wo war Haselei und mit ihr Elisa?

Pfingstgruß / Von Eichendorff

Die Lerche grüßt den ersten Strahl,
Daß er die Brust ihr zünde,
Wenn träge Nacht noch überall
Durchschleicht die tiefen Gründe.

Und du willst, Menschenkind, der Zeit
Verzagend unterliegen?
Was ist dein kleines Erdenleid?
Du mußt es überfliegen!

Das lichte Bild seiner Braut trat wie ein Traum zu ihm. Jetzt bei ihr sein . . . im großen, dunkelgrünen Park . . . sonst nichts, und ihre Hände auf seiner Stirn fühlen, ihre liebkosenden Hände . . . weiche Worte, zärtliche und bezaubernde, hinklingen hören . . . .

Musik, Trommeln und Pfeifen riß ihn aus weiten Träumen. Nahe klang es. Die Reiter stutzten, fuhren in den Sätteln hoch. Dort, hinter dieser Ecke! Sie jagten heran und zügelten die Pferde. Sie beugten sich vor und lugten um die Hauswand. Ein Schluchzen wollte heiß in Schill aufsteigen. Vor dem Rathaus marschierte eines der siegreichen Infanterie-Regimenter unter klingendem Spiel heran, an seiner Spitze ein Oberst, der Kommandeur, ein Holländer.

Schills Augen brannten, als er es sah. Ohnmächtige Verzweiflung umkrallte ihn. Härter riß er den Säbel noch in die Faust hinein, und tief fuhren seinem Pferde die Sporen in die Weichen. Es bäumte sich und setzte mit einem gewaltigen Sprunge um die Ecke. Die beiden anderen hinter ihm her.

Donnernder Hufschlag. Erstarrt hielt das marschierende Regiment. Das Spiel brach jäh ab. Schill sah nur ihn, den Kommandeur, sah nur sein triumphierendes Gesicht, das jetzt erstarrte. In Sekunden war er bei ihm, und sein Säbel fuhr blitzend hoch. Und dann drang er tief in den Kopf des Feindes hinein und spaltete ihn. Das Entsetzen im Gesicht sank Oberst Dollemann vom Pferde.

Bevor noch irgend einer begriffen hatte, sprengten sie schon weiter und jagten in die Külpstraße hinein, mit donnerndem Hufschlag einer ihnen entgegenkommenden feindlichen Reiterabteilung entgegen. Schreie stiegen auf. Säbel zischten, klirrten aneinander. Heiß war die Stirn. Ein Säbelhieb hatte ihn getroffen. Der erste Gruß!

Ein Portal winkte weither. Sie hetzten ihm entgegen, hinein, vielleicht ein Ausweg. Aber sie fingen sich am Gemäuer des hochumfriedeten Hofes von Sankt Johannis. Schweigend jagten sie wieder hinaus und die Straße „Hinter Sankt Johannis" wieder hinunter, planlos, ziellos, von Verzweiflung gehetzt, dem Untergange entgegengetrieben.

Hin flogen die Pferde, schweißbedeckt. Sie ritten die Fährstraße hin, sie zeitschten sie hin und fanden sie leer, nur voller Pulvergeruch und vieler dunkler Flecke. Schill suchte den Weg in die Nacht, in die Ruhe. Dieses Brennen, Zerglühen, es war blutender Schmerz.

Am Schildsood, einer hölzernen Pumpe an der Ecke der Fährstraße und Sankt Johannis, hielten zwei dänische Husaren. Sie wuschen sich die Hände und kühlten sich nach dem heißen Kampfe die glühenden Gesichter. Sie hießen Kaspar Lorenz und Jasper Krohn. Als sie den jagenden Hufschlag hörten, nun, nachdem der Feind schon niedergerungen war, stutzten sie und griffen zu den geladenen Gewehren. Drei Reiter preschten im gestreckten Galopp vorbei. Sie erkannten nur die Uniformen: „Schillsche — Feinde!"

Sie hoben die Gewehre, und Schüsse peitschten hin, hinter den Reitern her. Ferdinand von Schill fühlte einen harten Schlag am Hinterkopf. Er hob sich im Sattel empor und sah die Straße vor sich verfließen . . . sie sank in die Tiefe, und der Himmel tat sich über ihm auf, ein strahlender Sommerhimmel, aus dem leuchtende Bilder niederstürzten: Kolberg . . . Haselei . . . Berlin . . . Dammgarten . . .

Seine Arme griffen nach einem Halt ins Leere. Der Säbel entfiel seiner Rechten, während er vom Pferde, das verwundert stehen blieb, hart niederstürzte. Aber er fühlte keinen Schmerz mehr.

Leutnant von Mosch und der Trompeter Bocklet sprangen von ihren Pferden. Sie beugten sich tieferschüttert zu Schill nieder. Ein Blick in die gebrochenen Augen sagte es ihnen: Ferdinand von Schill war tot, er war gefallen, als seine großen Träume von Deutschlands Freiheit untergingen.

Sie falteten die Hände und schämten sich ihrer Tränen nicht. Die Schüsse hatten feindliche Streifen herbeigelockt. Leutnant von Mosch und Trompeter Bocklet ließen sich widerstandslos gefangen nehmen, denn sie waren wie gelähmt, erstarrt und voll fassungslosen Schmerzes.

Im weichen Winde, der vom Meere her stand, verwehte langsam die braune Pulverwolke. Das große Heldenlied war ausgeklungen, und der weiche Wind trug seine Liedfetzen nun tief in das deutsche Land hinein.

hörte, als dröhne es ein Mund an sein Ohr, das Antlitz sah, als beuge es sich zu ihm nieder. Blond war der feindliche Offizier gewesen, blaue Augen hatten Tappeiner Haß entgegengesprüht, blau, blau wie die seinen. Ein deutsches Kommandowort. In der Mitte zerfetzt, war es gellend im Todesschrei verklungen. Er, sein Degen hatte es erschlagen. Und über ihnen hatte die verborgene Sonne des Pfingsttages geleuchtet, wie über jenem Tage, da der Große die herrlichen Verse geschrieben, er, dessen Licht über allen leuchtete, denen eine deutsche Mutter das erste Wort der heiligen deutschen Sprache vorgesprochen.

Der Schmerz tiefster Hoffnungslosigkeit überfiel den Leutnant. Wozu, wozu strahlte die Sonne über ihnen, wenn niemand sie sah? Wozu goß ein Ewiger die Harmonie seines großen Herzens in die Musik seines Wortes, wenn niemand sie hörte? Wozu ließ Gott immer und immer wieder einen heiligen Pfingsttag erstehen, wenn das verblendete Volk seinen Ruf überdröhnte mit dem Mißklang wahnsinnigen Brudermordes? Wozu? Wozu? Zum erstenmal in seinem jungen Leben erstand diese Frage vor dem Leutnant, wie ein schattenhaftes, jedem Griff entgleitendes, sich im Dunkel lösendes, von neuem sich ballendes, vergehendes, werdendes, ewig rätselhaftes Untier der Nacht. Stimmen schreckten Leopold von Tappeiner auf; die Kameraden des Regiments waren es, sie riefen ihn, er sollte mit ihnen kommen, den Sieg zu feiern. Von einer jähen atemschnürenden Furcht erfaßt, löschte er das Licht, tastete sich durch den Flur, unerkannt an den lärmenden Offizieren vorüber, ins Dunkel. Die Wolken, die der Abend über den Himmel gebreitet hatte, teilten sich, da und dort zitterte ein Stern. Immer freier erwachte der Glanz der Nacht. Und nun streifte der Mond den letzten silbernen Flußnebelschleier von sich und wies dem Jüngling, das Verborgenste grausam enthüllend, das stöhnende, fiebernde oder in letzte Stummheit versinkende Schlachtfeld.

Der Leutnant hastete durch das Grauen, das er nicht bannen, durch die tausendfache Qual, die er nicht lindern konnte, von einem suchenden Drang erfüllt, etwas ersehnend, darin er Frieden und Ruhe finden könnte.

An einer seltsam geformten Baumgruppe erkannte er die Stelle: Hier waren sie heute morgen eingesetzt worden, hier hatten sie den Angriff des feindlichen Regiments abgeschlagen. Hier, hier . . . eine kalte Hand umpreßt sein Herz, läßt es frei, daß es wildpochend die Dämme der armen Brust zerreißen will: Hier, im vollen Mondschein liegt der deutsche Offizier. Weit geöffnet zu stummer Frage, zum fühllosen Himmel aufstarrend das gebrochene Auge, frei fließt das blonde Haar über die Stirne. Des Österreichers Hand tastet nach dem eigenen Haupt, als wäre es nicht mehr sein, als gehöre es dem Stummen, er greift nach seinem pochenden Herzen, fühlt den eigenen Degen, der die Brust des andern durchbohrt hat, dem er verbunden ist, dessen Sein er von dem eigenen kaum mehr zu lösen vermag. Er kniet nieder, beugt sich über den Toten, streicht mit der Hand, die e[illegible] noch das Pulsen seines Herzens [illegible] hat, über das blutgetränkte Kleid, als könnte er [illegible] anderen Herz zu gleichem Leben erwecken. Immer [illegible]der gleitet die H[illegible] die ganze gestaute Sehnsucht seines erschütternden Seins lie[illegible] in dem Streicheln. Die Ha[illegible] fühlt etwas Hartes, das ihr den Weg zu dem armen du[illegible]ohrten Herzen sperrt. Behutsam [illegible]t er es aus der Brusttasche des Toten, zieht es langsam frei, es ist ein Buch. Blutbefleckt, von seinem Degen durchbohrt. Ehrfürchtig hebt er es ins Mondlicht, ein grü[illegible]seidener Band, fiebernde Hände öffnen es, durch halb-

er[illegible] jenen herrlichen, Musik gewordenen Worten, die ihn den ganzen furchtbaren Tag dumpf und weh durch[illegible]en haben:

„Pfingsten, [illegible] liebliche Fest, war gekommen,
es grünten und blühten Feld und Wald . . ."

So tönt es ihm, zum erstenmal von klarer Melodie getra[illegible], durch Hirn [illegible] [illegible] aus dem Buche zu lesen. Die Ver[illegible] sind verstümmelt, sein Degen hat die Worte „Pfingsten, das liebliche Fest . . ." durchbohrt. Die Sinne schwinden ihm, er bricht nieder, liegt neben dem Toten.

Ein Klang weckt ihn, ein Vogelruf. Noch ist es Nacht, noch zittern die Sterne, noch trägt der Mond silbernen Schein. Aber die Seele des verborgenen Tieres ahnt schon den Morgen.

Morgenreinheit kühlt des Lebenden Sinn. Er sieht den Toten in schmerzender Klarheit, er weiß, dieser wird heute noch sich in Erde lösen, indes er atmen wird, solange es Gott gefällt. Aber er weiß auch, daß er dem Toten, über dessen wildem Leben dieselbe Sonne geleuchtet wie über dem seinen, untrennbar verbunden sein wird für alle Zeit. Noch immer singt der Vogel, ein zweiter, ein dritter, unzählbare Stimmen einen sich zu einem rauschenden Jubelchoral, der das Erwachen des heiligen Gestirns vorahnend kündet.

Das Lebende aber kniet nieder an des toten Bruders Seite und spricht an seinem Ohr die Worte des geliebten Liedes in den Lobgesang der Kreatur.

Die Schwingen dieses Sanges tragen das Lied auf zu Gott. Und die Seele des Toten, Gott, Welt, Leben und Tod sind ein Großes, untrennbares Herrliches in dieser aus dem Schoße der Ewigkeit strömenden Stunde.